



Artikel aus dimensiOnen Heft 25

Dramaturgien von Gesundheit

basierend auf der gleichnamigen Masterarbeit vom Februar 2003
von Kerstin Ploch

Freie Universität Berlin

Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
Arbeitsbereich Wissenschaftsjournalismus
Prof. Dipl.-Ing. Winfried Göpfert
Malteserstr. 100, 12249 Berlin

Berlin, Sommer 2003

Dramaturgien von Gesundheit

Medizintypische Darstellungsformen beeinflussen die Zuschauer - aber manchmal anders, als von den Autoren erwartet.

Abschreckend wirken zuviel Blut und zappelndes Innenleben, den drohenden Zeigefinger gilt es unbedingt zu vermeiden. Statt dessen lieber bildhafte Trickdarstellungen und motivierende Betroffenenberichte. Dass diese Annahmen über die Wirkung von Gesundheitssendungen mitunter auf irrtümlichen Einschätzungen basieren, war Ergebnis der Forschungsarbeit „Dramaturgien von Gesundheit“. Anstoß der Studie war die Kluft zwischen Theorie und Praxis im medizinischen Fernsehjournalismus: das Angebot an Gesundheitsinformationen ist enorm. Aber empirische Erkenntnisse über die Wirkung solcher Sendungen gibt es bislang kaum.

Anhand von Diskussionsgruppen sollte dieses unbekannte Terrain eine erste Erkundung erfahren. Ziel war es herauszufinden, wie Zuschauer auf bestimmte dramaturgische Gestaltungselemente reagieren. Diese medizin-spezifischen Darstellungsformen sind gewissermaßen als stillschweigende Übereinkünfte der „Macher“ einschlägiger Sendungen zu verstehen und basieren auf bloßen Annahmen.

So besteht weitgehend Konsens darüber, dass individuelle Krankengeschichten die emotionale Identifikation und damit die Auseinandersetzung mit der inhaltlichen Thematik fördern sollen. Eine reine Sachdarstellung gilt ver-

gleichsweise als eher unattraktiv. Ähnlich verhält es sich mit der dem Beitrag zugrundeliegenden Haltung zur Krankheit: während eine positive Darstellung, die Hilfen im Umgang mit einer Erkrankung anbietet, auf positive Resonanz stoßen dürfte, wird ein Bericht, der einen pessimistischen Tenor verbreitet, den Zuschauer eher vergraulen.

Besonders abschreckende Darstellungsformen sollen blutige, so genannte „harte“ Operationsbilder sowie medizinisches Fachvokabular sein. Computeranimationen und Trickmodellen schließlich wird ein hohes Erklärungspotential für komplizierte physiologische Vorgänge unterstellt, weshalb sie als ausgesprochen zuschauerfreundlich gelten.



Kerstin Ploch untersuchte für ihre Masterarbeit die Wirkung von Gesundheitsbeiträgen. Die Meinungen der Zuschauer bringen die Einschätzungen aus der Praxis zum Wanken.

Bislang gibt es nur wenige Studien, die den Einfluss von Gestaltungselementen untersuchen. Als gesichert gilt, dass die Art der Präsentation und die filmische Umsetzung die Aufnahme und Verarbeitung eines Beitrages beeinflus-

sen. Doch über die Wirkung der einzelnen Gestaltungselemente herrscht eher Ungewissheit. Mit unserer Studie wollten wir ein klein wenig Klarheit schaffen.

Um wirklich aussagekräftige Ergebnisse über den tatsächlichen Einfluss der Gestaltungsmerkmale zu erzielen, mussten Filme gefunden werden, die sich bei gleichem Thema und Inhalten lediglich in ihren medizin-spezifischen Merkmalen unterschieden. Nach langwieriger Sichtung unzähliger Gesundheitsbeiträge stand das Stimulusmaterial endlich fest: jeweils zwei Beiträge zu Ohrgeräuschen, dem sogenannten Tinnitus, zur Implantation einer künstlichen Hüfte beim Krankheitsbild Arthrose sowie zum Thema Migräne. Diese Beispiele entstammten verschiedenen Gesundheitsmagazinen öffentlich-rechtlicher Sendeanstalten.

Entgegen anfänglicher Befürchtungen konnten ausreichend Teilnehmer gefunden werden, die in etwa das Alter der Zielgruppe einschlägiger Sendungen repräsentierten. Pro Thema fanden sich sechs bis acht Personen zur Fokusgruppe in den Universitätsräumen ein.

Fokusgruppen sind eine weiterentwickelte Form der Gruppendiskussion: die Verfasserin übernahm die Moderation und versuchte, das Gespräch anhand eines Leitfadens zu lenken. Die Kunst bestand vor allem darin, die interessierenden Aspekte zur Sprache zu bringen, ohne allzu stark in die Diskussion einzugreifen.

Die Meinungen der Testpersonen wurden auf Tonband aufgezeichnet und anschließend inhaltsanalytisch ausgewertet. Es

zeigte sich, dass die Filme je nach Darstellungsform unterschiedlich bewertet werden.

Als entscheidend für die Bevorzugung eines Filmes waren das Einzelschicksal und eine positive Darstellung. Den Betroffenenberichten wurde allerdings häufig Informationsmangel vorgeworfen, obwohl sich diese Beiträge inhaltlich nur minimal von den Sachdarstellungen unterschieden.

Die einem Beitrag zugrundeliegende Einstellung zur Krankheit war nie alleiniger Grund für die Ablehnung oder Bevorzugung eines Filmes. Nur eine Frau reagierte auf die äußerst ausweglose und düstere Sichtweise auf die Erkrankung Tinnitus. Demgegenüber wurden hoffnungsvolle Darstellungen zwar erkannt und für wichtig befunden, insgesamt jedoch waren die Probanden wenig für ein positives bzw. negatives Krankheitsbild sensibilisiert.

Die von den Machern häufig befürchtete Ablehnung realer Operationsbilder kann nicht bestätigt werden. Die Meinungen hierzu waren zumindest gespalten: nur eine einzige Person lehnte solche Aufnahmen rigoros ab, während sich die Gruppe der restlichen Teilnehmer in zwei Lager spaltete: Einige vertraten eine eher gemäßigte Ablehnung, Andere zogen echte Operationsaufnahmen einer Trickdarstellung vor. Sie präferierten „die nackte Realität“ und wollten schonungslos aufgeklärt werden.

Erstaunlich auch dieses Ergebnis: Tickmodelle, Animationen und besondere Bildhaftigkeit spielten in der Beurteilung der Zuschauer kaum eine Rolle: Und auch der Gebrauch unverständlicher Vokabeln wurde nicht sonderlich registriert. Zwar ließ sich das tatsächliche Verstehen in der Gruppensituation nur unzureichend ermitteln. Aber viel eher als unverständliche Begriffe wurde die zu hohe Informationsdichte bemängelt. Die Teilnehmer hatten

Probleme, die vielen Informationen in so kurzer Zeit zu verarbeiten.

Die Ergebnisse dieser Studie müssen als erste, vorsichtige Tendenzen begriffen werden. Dass ausgerechnet das Bemühen der Macher um zuschauerfreundliche Gestaltungsprinzipien auf so wenig Gegenliebe der Zuschauer trifft, liegt nach Meinung der Verfasserin an einer konventionellen Vorstellung eines rein sachlichen, „medizinlastigen“ Gesundheitsbeitrages, an dessen filmische Konzeption kaum Ansprüche gestellt werden. Dass dennoch Bedarf nach Neuerung besteht, bleibt unbestritten. Gemeinsames Ziel von Wissenschaft und Praxis sollte es daher sein, den „goldenen Mittelweg“ für den fernsehjournalistischen Medizinjournalismus zu finden.

Kerstin Ploch